

Liebe und andere Irrtümer

Karen X. Tulchinsky

Aus dem kanadischen Englisch von
Käthe H. Fleckenstein

Originaltitel: *Loves Ruins Everything* by Karen X. Tulchinsky. Published in Canada by Press Gang Publishers, 1723 Grant Street, Vancouver, BC V5L 2Y6 Canada.

Der Verlag möchte sich bei dem Canada Council for the Arts bedanken, dessen Hilfe die Übersetzung ermöglicht hat.

© 1998 by Karen X. Tulchinsky

© für die deutschsprachige Ausgabe: Querverlag, Berlin 2000

Erste Auflage

Lektorat: Elke Rühl

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und graphische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von C. Moore Hardy/Gaze International
Gesamtherstellung: Arnold & Domnick, Leipzig

ISBN 3-89656-051-4

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

*Gewidmet den weltweit 30 Millionen Menschen,
die mit HIV infiziert wurden.*

1. Teil

Leben ist, wenn
deine Pläne platzen

Kapitel 1

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne werden von der Markise des Castro-Theaters reflektiert, scheinen grell durch die Fensterscheibe auf den Tisch in unserem Lieblings-Thai-Restaurant in San Francisco. Jeden Dienstagabend kommen wir wegen des Meeresfrüchtecurrys hierher. Ich blinzele durch das blendende Licht meine Süße an. Sapphire lächelt und greift nach ihrem Weißweinglas.

„Ich glaube, wir sollten eine offene Beziehung leben“, verkündet sie und nimmt einen Schluck Wein.

„Was?“ Ein Stück Currygarnele bleibt mir in der Kehle stecken.

Sapphire stellt ihr Glas wieder hin und holt tief Luft.

„Ich wollte schon den ganzen Tag mit dir darüber reden.“

Ich schlucke, versuche, die Garnele hinunterzuwürgen. „Ach wirklich?“

„Ich habe darüber nachgedacht.“

„Seit wann?“

Sie nimmt ihre Gabel und spielt mit einem gedünsteten Auberginenstück.

„Seit gestern.“

„Seit gestern? Was ist gestern passiert? Ich dachte, du warst einkaufen.“

„War ich auch.“

„Bei Safeway.“

„Jawohl.“

„Und dann bist du nach Hause gekommen.“

„Genau.“ Sie sticht erbarmungslos auf die Aubergine ein. Nur zehn Zentimeter entfernt unterhält sich am Nebentisch ein weißes schwules

Pärchen in mittleren Jahren über ein neues Software-Programm, das die Banken revolutionieren wird. Beide haben kurzes graues Haar, das sich schon lichtet. Einer trägt einen Schnurrbart, der andere einen Kinnbart. Beide tragen die gleichen hellgrünen Pullover.

„Und während du eingekauft hast, hast du beschlossen, wir sollten eine offene Beziehung leben.“

„Ja. Nein. Also ... nicht während ich eingekauft habe. Ich weiß nicht genau, wann. Ich hab einfach so gedacht.“

Ich verschränke die Arme vor der Brust. „Wie heißt sie?“ platze ich, ein bißchen zu laut, heraus.

„Nomi.“ Sapphire wirft den Pullitunten einen nervösen Blick zu. Eine Gesprächspause unterbricht ihre dahinplätschernde Unterhaltung. Gabeln kratzen auf Tellern herum.

„Sprich leiser.“

„Warum?“ schreie ich. „Ich hab nichts zu verbergen.“ Sapphire haßt „öffentliche Szenen“. Ihre Neuengland-Erziehung sitzt tief.

„Nomi, ich werde das nicht diskutieren, wenn du weiter so herum-schreist.“ Irgendwo klingelt ein Handy.

„Wer schreit denn?“ brülle ich. Die Tunten blicken mit hochgezogenen Augenbrauen in unsere Richtung.

„Hallo?“ Hinter mir nimmt ein Mann den Anruf entgegen.

Sapphire wirft ihre Serviette auf den Tisch und steht auf. „Ich gehe“, zischt sie und blickt sich verstohlen im Raum um. Alle um uns herum hören zu, halb in der Hoffnung, daß sie mir ihren Wein ins Gesicht schüttet oder mir eine knallt. Ein gefundenes Fressen.

„Sapphire“, jammere ich. „Komm schon. Setz dich. Du hast noch nicht fertiggegessen.“ Sie schüttelt den Kopf, rauscht schweigend durch das Restaurant und aus der Tür hinaus. Ich winke dem Kellner. Eine Instrumentalversion von „*Have You Ever Loved a Woman?*“ spielt leise im Hintergrund.

Ich zahle und renne den Hügel hinauf zu unserer Wohnung in der State Street. Dem Heim, das ich zweieinhalb Jahre lang mit Sapphire geteilt habe. Jody, Sapphires grau-getigerte Katze und die Zwillinge – Martina und Whitney, zwei rabenschwarze Kätzchen, die sie erst jüngst aus dem Tierheim nach Hause gebracht hat – kommen angehoppelt. Sapphire liegt in einem knielangen Gay-Pride-1993-T-Shirt auf der Couch und schaut sich im Fernsehen eine Folge der *Simpsons* an. Ich stelle mich neben den Fernseher und beobachte sie.

„Setz du dich bitte hin?“ Sie ist immer noch sauer.

Mir dämmert, daß *ich* diejenige sein sollte, die sauer ist. „Wirst du mit mir reden? Jetzt kann uns niemand mehr zuhören“, sage ich eisig. Es macht mich verrückt, daß sie so verkniffen ist. Meine Familie schreit und streitet sich immerzu öffentlich. Das ist so natürlich wie Atmen.

Sapphire schaltet den Fernseher aus und rückt auf dem Sofa zur Seite, um mir Platz zu machen. Ich sitze mit gekreuzten Beinen und schaue sie an. Sie nimmt meine Hände und schaut mich mit einem süßen, liebevollen Ausdruck an, dem gleichen Gesichtsausdruck, in den ich mich damals verliebt hatte. „Ich möchte deine Gefühle nicht verletzen, Nomi. Ich liebe dich. Es ist nur, daß ... ich bin immer von einer Beziehung in die nächste geschlittert, ohne Zeit dazwischen. Ich war nie richtig Single, und ich weiß nicht, wie man sich mit jemandem verabredet.“

„Das ist gar nicht so toll, wie es immer beschrieben wird.“

Sie seufzt. „Möglich, aber ich muß das selbst rausfinden. Ich will nicht mit dir Schluß machen, um das auszuprobieren. Ich will einfach mal ausprobieren, wie man sich mit jemandem verabredet. Kannst du das verstehen?“

„Klar, ich verstehe. Du langweilst dich mit mir, und du suchst dir eine Neue.“ Ich schmolle und wende mich von ihr ab.

Sie beugt sich vor, um mir in die Augen zu sehen. „Nomi, ich langweile mich nicht mit dir.“

Ich sehe sie an. „Wenn du mich wegen einer anderen verläßt, bring ich dich um.“

Sie berührt sanft meine Wange. „Ich verlasse dich nicht.“

„Ich erschieße dich. Und es ist mir egal, ob ich den Rest meines Lebens im Gefängnis zubringe. Verlaß dich drauf.“

„Komm her.“ Ihre Hände ziehen mich zu ihr heran, und sie gibt mir einen Kuß.

Am nächsten Tag, einem warmen, sonnigen Nachmittag Anfang November, schlendere ich die Castro hinunter. Der Morgennebel hat sich gelichtet und enthüllt einen blitzblauen Himmel. Ich trage eine Einkaufstasche, eine Schachtel mit Croissants und einen Strauß Blumen für Sapphire, was mir alles aus der Hand gleitet und auf den dreckigen Gehweg fällt, als ich einen riesigen, muskulösen Kerl mit Bürstenschnitt, weiten Hosen und einer Baseballkappe sehe, der sich vornüber

beugt und meiner Freundin einen tiefen Zungenkuß gibt. Ich starre sie an. Alle anderen starren mich an.

„Hey, Lady“, ruft ein Jugendlischer. „Sie haben was fallen lassen.“ Die beiden Verliebten lösen sich voneinander. Sapphires Augen sind sanft und verträumt. Sie hat es genossen, von diesem Rambo abgeknutscht zu werden. Ich stehe völlig gelähmt da. Der Kerl tritt zur Seite, und Sapphires Augen treffen sich mit meinen. Sie erstarrt, wie ein Kind, das beim Rauchen ertappt wurde oder beim Bonbonklauen. Ich starre sie voller Abscheu an. Sie eilt auf mich zu. Jeder Muskel in meinem Körper zieht sich zusammen, und ich wende mich ab, lasse alles auf dem Boden zurück.

„Nomi“, schreit sie. „Halt!“

Ich stürme die Straße hinauf.

„Nomi! Warte! Laß uns darüber reden.“

„Was gibt's denn darüber zu reden?“ schreie ich über die Schulter. Es geht bergauf, und ich beginne zu japsen.

„Nomi. Was ist mit deinen Sachen? Die kannst du doch nicht einfach hier liegenlassen.“

„Und ob ich das kann.“

Dann spüre ich, daß sie nicht mehr hinter mir herläuft. Sie ist stehen geblieben und sammelt die Einkäufe ein. Ich marschiere an unserer Straße vorbei und laufe weiter. Und weiter.

„Ich hab's gewußt“, sagt meine Mutter, als ich sie später am Abend in Toronto anrufe. Sapphire ist nicht da. Als ich schließlich nach Hause kam, hatten wir einen Riesenkrach. Sie war abgehauen und hatte die Tür hinter sich zugeknallt. Ich schlürfe ein Glas von Sapphires fünfzehn Jahre altem Portwein. Ein Geschenk ihres Vaters, das sie nie geöffnet hat.

„Was? Was hast du gewußt, Ma?“

„Ich wußte, daß sie keine richtige Lesbe ist.“ Eine selbstgefällige Zufriedenheit liegt in ihrer Stimme, als hätte sie gerade die Zehntausendmark-Frage in „*Einer wird gewinnen*“ richtig beantwortet.

„Ma. Was meinst du mit ‚richtige Lesbe‘?“

„Ich hab immer den Eindruck gehabt, daß sie sehr feminin ist.“

„Ach wirklich? Ist sie das? Und?“

„Und? Na, sie mag vielleicht wirklich Männer lieber.“

„Ma, ‚feminin‘ hat damit nichts zu tun. Und überhaupt: Seit wann bist du denn so eine Expertin in Lesbenfragen?“

„Ich hab alles, was ich weiß, von dir gelernt, und ein bißchen was aus Phil Donahues Talkshows. Hast du die Sendung über lesbische Serienmörderinnen gesehen?“

„Ma, komm mir bitte nicht mit solchem Blödsinn. Bitte. Hörst du? Ich und Sapphire machen Schluß miteinander. Das ist genau wie bei einer Scheidung. Ma, ich bin ein Nervenbündel. Ich brauche Verständnis. Keinen Phil Donahue.“

Schweigen. Ich kann förmlich sehen, wie meine Mutter mit dem Kopf nickt. Ich betrachte das gerahmte Foto auf Sapphires Musiktruhe aus Eichenfurnier, das letzten Dezember an unserem Zweijährigen aufgenommen wurde. Wir sehen glücklich und verliebt aus. Ich lege es mit dem Gesicht nach unten hin. Fest. Unglücklicherweise zerbricht das Glas nicht. „Du hast recht, Nomi. Was hab ich mir nur dabei gedacht. Es tut mir leid. Kannst du mir verzeihen? Wie geht es dir, Liebling? Brauchst du irgend etwas? Warum kommst du nicht einfach nach Hause? Du kannst doch bei mir wohnen. Das wäre lustig. Wir veranstalten Pyjamapartys.“

„Ma, ich bin zu alt für Pyjamapartys und du auch.“

„Für ein bißchen Vergnügen ist man nie zu alt. Vergiß das nicht, *Mejdlle*. Das ist sehr wichtig.“

„Ich bleibe hier.“

„Wozu? Warum kommst du nicht nach Hause?“

„Das hier ist mein Zuhause, Ma. Ich lebe jetzt hier.“

„Okay. Nichts für ungut, daß ich gefragt habe. Also? Erzähl. Hast du genug Geld? Ich schick dir ein bißchen was, wenn du was brauchst.“

Meine Mutter, die Millionärin! Als mein Vater noch lebte, waren wir nicht gerade die Rockefellers. Jetzt kommt sie mit einer kleinen Pension aus einer Versicherung, die mein Vater hinterließ, über die Runden und mit dem, was sie im Andenkenladen der Synagoge verdient. „Seit wann bist du denn so betucht? Erzähl. Ist jemand gestorben?“

„Niemand ist gestorben. Es ist von Murray.“

„Was? Er gibt dir Geld?“ Murray Feinstein ist der Freund meiner Mutter. Sie lernten sich vor einem Jahr auf dem Friedhof kennen, nach der Jahrzeitfeier für meinen Vater. In der jüdischen Tradition wird, wenn jemand gestorben ist, ein Grabstein aufgestellt. Ein Jahr nach der Beerdigung versammelt sich die Familie auf dem Friedhof, um den Stein zu enthüllen und des Verstorbenen zu gedenken. Murray war an diesem Tag auch auf dem Friedhof, am Grab seiner Frau.

„Paß auf, was du sagst, junge Dame. Ich bin immer noch deine Mutter.“

„Was hab ich denn gesagt?“

„Er lädt mich drei, vier Mal die Woche zum Essen ein, chinesisches, italienisches, Steak, was das Herz begehrt. Deshalb fällt meine Lebensmittelrechnung derzeit ein bißchen niedriger aus.“

„Oh.“

Als Sapphire am nächsten Morgen zur Arbeit geht, gebe ich vor, noch zu schlafen. Wir arbeiten zu total unterschiedlichen Zeiten. Ich bin von Donnerstag bis Sonntagabend Barfrau in *Patty's Place*, einer kleinen Nachbarschaftskneipe in Bernal Heights. Sapphire hat von Montag bis Freitag Tagschicht bei *Good Vibrations*, dem Erotikladen im Mission-Bezirk, was irgendwie lachhaft ist. Wenn ihre Kundschaft wüßte, wie verklemmt und verkrampt sie in Wirklichkeit ist, würde sie keinen einzigen Dildo verkaufen. Wie unter Schock sitze ich mit einer kaltgewordenen Tasse Kaffee stundenlang am Küchentisch. Sapphire wohnte schon mit ihrer letzten Liebschaft in diesem Apartment. Außer dem einen Foto von uns gibt es nur Fotos von Sapphires Familie. Von ihren Großeltern, Nanna und Poppa, ihren Eltern, ihren beiden blonden Brüdern und ihrer dünnen Schwester. Alle lächeln. Keiner berührt den anderen. Die Möbel, das Geschirr, die Stereoanlage, der Fernseher, die Bücher, Handtücher, Schnickschnack, alles gehört Sapphire. Mir gehören meine Klamotten, ein paar Bücher, Kamm, Zahnbürste, Haargel, mein Motorradhelm. Einmal haben wir gemeinsam eine Knoblauchpresse gekauft, weil ihre rostig war. Und das Bett. Wir haben beide für ein neues Bett zusammengelegt. Das Übrige gehört Sapphire.

Als ich schließlich auf die Uhr sehe, ist der ganze Tag vergangen. Zeit, sich für die Arbeit fertigzumachen. Wenn ich dann später nach Hause komme, wird Sapphire schon schlafen. Ich fühle mich, als wäre die Erde gekippt und ich würde langsam in eine große, leere Grube rutschen. Ich weiß nicht, was ich machen soll.

Heute will Sapphire mit mir zu Abend essen. Ich habe sie die ganze Woche über nicht gesehen. Sie war weg, wenn ich zu Hause war. Oder hat geschlafen. Ich war auf der Arbeit, während sie hier war. Sie schlendert zur Tür herein und glüht wie frisch verliebt.

„Hi, Nomi“, sagt sie ganz lässig und schlüpft an mir vorbei ins Schlafzimmer. Sie kommt eine Stunde zu spät. Wütend sitze ich am Küchen-

tisch. Ich wette, sie hat noch einen Besuch bei Rambo eingeschoben. Stille Wut kocht in meinem Bauch.

„Ich will nur schnell duschen“, zirpt sie aus dem Schlafzimmer, „dann können wir ausgehen.“

Ich marschiere ins Zimmer, die Fäuste geballt an meiner Seite. „Nein, Sapphire. Können wir nicht“, sage ich zu ihrem Hinterkopf.

Sie wirbelt herum. „Wieso?“

„Du bist eine Stunde zu spät dran.“

„Wirklich?“ Sie schaut auf die nicht existierende Uhr an ihrem nackten Handgelenk.

„Hör zu, ich bin nicht blöd“, sage ich, obwohl das nicht ganz der Wahrheit entspricht.

„Nomi ...“ Sie macht einen Schritt auf mich zu.

„Du warst bei *ihm*, nicht wahr?“

Sie seufzt.

„Das dachte ich mir.“ Ich gehe zum Schrank, reiße die Tür auf, wühle in einem Stapel dreckiger Wäsche nach meinem schwarzen Rucksack. Wütend werfe ich die dreckige Wäsche hinter mich ins Zimmer.

„Nomi, was machst du?“

„Scheiße.“ Frustriert schnappe ich den Tennisschläger und werfe ihn scheppernd auf die Dielen. Eine angebrochene Flasche Sonnenmilch, einen Baseball, eine zerbrochene Sonnenbrille, einen Joggingschuh, ein Verlängerungskabel, alles werfe ich herum. „Da.“ Ich ziehe meinen Rucksack heraus, stopfe Unterwäsche hinein, Jeans, ein paar T-Shirts, Socken, und gehe an Sapphire vorbei ins Bad. Meine Zahnbürste, unsere Zahnpasta, meinen Kamm, Rasierwasser und Gesichtsseife stopfe ich in die Vordertasche.

„Nomi, was machst du?“

„Sapphire, ich glaube, die Frage muß lauten, was machst *du*?“ Ich werfe mir den Rucksack über die Schulter, reiße die Eingangstür so gewaltsam auf, daß sie an die Wand knallt, und rase die Treppe zur Straße hinunter. Nebel löscht die Sonne aus und wirft ein Leichentuch über die Erde.

Ich rase auf meiner roten Honda Rebel die State Street hinunter. Auf der Castro Street fahre ich an die Bordsteinkante. Wo soll ich hin? Die ganze Woche war nichts als ein einziger Schmerz gewesen. Jeder Augenblick mit Sapphire in dem Apartment ist wie Salz in einer offenen Wunde. Auf der 18th Street wende ich plötzlich und halte vor der Tele-

fonzelle vom *A Different Light*-Buchladen, von der aus ich Betty anrufe. Sie ist Afroamerikanerin und meine beste Freundin.

„Mach dich hierher, Mädel“, befiehlt sie. Betty wohnt alleine in einer Zweizimmerwohnung in Bernal Heights, nicht weit von meinem Arbeitsplatz entfernt.

„Die Wohnzimmercouch gehört dir, Süße“, sagt Betty, „solange du willst. Hörst du?“

„Du bist eine Lebensretterin, Betty.“

„Den Schmus kannst du mir später erzählen. Mach zu, und bring deinen weißen Arsch hier rüber.“

Ich springe wieder auf meine Maschine und fahre die Castro Street hügelaufwärts. Kalter Wind bläst in mein heißes Gesicht. Ich bin so wütend, daß meine Gefühlsschwingungen ein kleines Erdbeben auslösen könnten.

„Schon wieder Sapphire.“ Betty streckt ihren frisch rasierten Schädel durch die Schlafzimmertür und hält den Telefonhörer. „Was soll ich ihr sagen?“

„Sag ihr, sie soll sich zum Teufel scheren!“

Betty spricht in den Hörer hinein. „Hast du das gehört? Hm-hm. Okay. Ja. Ich werd's ihr ausrichten.“ Sie geht durchs Wohnzimmer in die Küche, kommt mit zwei Dosen Bud Light zurück und gibt mir eine. Ich verziehe wegen der Marke das Gesicht, nehme es aber und trinke einen großen Schluck.

„Wie kannst du das Zeug nur trinken? Es ist furchtbar.“

„Scheint dir aber nichts auszumachen.“ Betty setzt sich neben mich auf die Couch. Aus Gewohnheit faßt sie hinter ihr Ohr, wo sich ihre Dreadlocks befunden haben, dann lehnt sie sich gegen die übergroßen, bunten Kissen. Seit 1985 trägt Betty diese Rastalocken. Gestern hat sie den Kopf bis auf die Kopfhaut kahlrasiert. Seitdem friert sie, sagt sie. „Willst du wissen, was sie gesagt hat?“ Betty zieht sich die Decke vom anderen Ende der Couch über die Beine. Mit der Fernbedienung schaltet sie den kleinen Fernseher an. Stereosound tönt aus den Lautsprechern. Sie zappt durch die Programme und verweilt bei den *Simpsons*.

„Ich hasse diese Sendung“, bemerke ich gehässig.

Sie schaut mich an, als hätte ich den Verstand verloren. „Du liebst diese Fernsehsendung.“

Ich zucke die Schultern. „Ich hasse sie. Und? Was hat sie gesagt?“

Sie zögert und forschert in meinem Gesicht.

„Was?“ sage ich, genervt von ihrem Blick.

„Es wird dir nicht gefallen.“

„Und? Was ist daran neu? Erzähl mir, was sie gesagt hat.“

„Sie sagt, daß sie dich nicht verletzen wollte. Sie wollte sich nie ... sicher, daß du das hören willst?“

Ich schlage mit der Faust auf die Armlehne. „Ich hab's doch gesagt. Also erzähl's mir.“

„Okay. Sie sagt, daß sie sich nie in diesen Richard verlieben wollte. So. Es ist einfach passiert.“ Betty spuckt die Worte aus, als könne sie es nicht erwarten, sie aus dem Mund zu bekommen.

Das ist zuviel für mich. Ich springe von der Couch. Ein Bierschwall schießt aus der Dose und ergießt sich über Betty. „Richard? Richard! Einfach passiert? O klasse! Das ist ja phantastisch. Es ist einfach so passiert“, wiederhole ich so sarkastisch wie menschenmöglich. „Wie verdammt originell. Ist das nicht verdammt originell, Betty?“

„Nicht besonders.“ Sie wirft die biergetränkte Decke auf den Boden, hebt ihren Hintern, greift in ihre hintere Hosentasche, zieht eine blaue Bandana hervor und wischt sich das Bier vom Gesicht und von der Brust. Ihr schwarzes Sweatshirt saugt den Rest auf.

„Das ist unglaublich.“ Ich sinke auf die Couch, knalle meine Bierdose auf den Beistelltisch, vergrabe das Gesicht in meinen Händen und beginne zu weinen. Betty beugt sich herüber, streichelt mir den Rücken und trinkt ihr Bier.

„O Gott“, ich lasse die Tränen laufen.

„Arme Nomi.“

„Ach Scheiße. Das darf ich nicht. Ich darf nicht weinen.“

„Ist schon okay, Nomi. Ich werd's niemand erzählen.“

„Nein. Das ist es nicht. Ich muß heute abend arbeiten.“

„Oh.“

Ich hebe den Kopf. „Meine Augen sind schon ganz rot und geschwollen. Nicht wahr?“

Sie lehnt sich zurück und schaut mich sorgfältig an. „Na ... nicht so schlimm.“

„Du lügst.“

Sie zuckt die Schultern.

„Scheiße. Ich muß aufhören zu heulen“, sage ich, was einen neuen Strom von Tränen auslöst. Betty gibt mitfühlende Geräusche von sich und streichelt meinen Rücken.

„Warum meldest du dich nicht krank?“

„Patty wird mich umbringen.“

„Wird sie nicht. Sie wird's verstehen. Überhaupt, ich meine, du solltest die ganze Woche freinehmen. Du kannst in diesem Zustand nicht arbeiten.“ Betty greift nach dem Telefon und gibt mir den Hörer. „Na los. Ruf sie an.“

„Meinst du?“ schniefe ich.

Betty nickt.

Ich wähle die Nummer. Der Hund im Nachbarapartment beginnt zu bellen.

Die ganze Nacht über werfe ich mich auf Bettys Wohnzimmercouch hin und her. Es ist ein altertümlicher Zweisitzer, der sich nicht zu einem Bett ausziehen läßt. Selbst mit einsfüfundfünfzig bin ich zu lang. Wenn ich auf dem Rücken liege und die Beine ausstrecke, muß ich sie auf die gegenüberliegende Armlehne stützen. Wie ein Embryo auf der Seite zusammengerollt, stoßen meine Knie an die Rückenlehne. Schon vor Sonnenaufgang ist die Frau im Nachbarapartment aufgestanden und räumt Geschirr lautstark in Schränke hinein. Das Kissen über meinem Kopf dämpft das Geräusch aneinanderschlagender Töpfe nicht. Später kommt Betty ins Zimmer, trägt lange Unterhosen unter ihrer Jeans und ein Sweatshirt, obwohl heller Sonnenschein durch das Wohnzimmerfenster fällt. „Ich gehe auf einen Cappuccino ins *Café Blue*“, sagt sie. „Kommst mit?“

Ich ziehe die Decke, die nach abgestandenem Bier riecht, über den Kopf. „Nein! Ich gehe nie wieder dorthin. Sapphire und ich sind jeden Sonntagmorgen dort hingegangen.“

„Aber es ist Samstag.“

Betty ergattert uns einen Tisch auf der Terrasse. Ich gehe hinein, um Getränke zu holen. Zwei Cappuccino auf einer Hand balancierend, ein riesiges Stück Schokoladenkuchen in der anderen und die neueste Ausgabe der *Bay Times* unter dem Arm, quetsche ich mich durch das enge, überfüllte Café. Fast schon an unserem Tisch, versuche ich, an einem ungewöhnlich großen Mann vorbeizukommen. Als ich aufschau, bin ich Auge in Auge mit Sapphire. Der große Kerl ist *er*. Rambo. Für einen kurzen Moment erwäge ich, heißen Kaffee in Sapphires Gesicht zu schütten. Sie sieht, was ich denke. Ihre Augen werden groß, sie schaut die Tassen an und dann wieder mich.

„Wünschst du dir etwa gerade, ich wäre so unreif?“ spucke ich aus.

Sie streckt ihre Hände aus. „Nomi. Bitte. Können wir nicht einfach reden?“

„Worüber?“ Ich drücke ihr alles in die ausgebreiteten Arme und schaue mich nicht um, als etwas zu Boden kracht. Betty folgt mir nach draußen.

„Okay. Das mit dem Kaffetrinken war keine gute Idee. Aber weißt du, was ich tun würde?“ Betty sitzt auf dem Wohnzimmerboden und versucht, die Bedienungsanleitung für ihren neuen CD-Player zu entziffern. Sie nervt mich damit, ich solle mal ausgehen. Ich lungere nur in der Wohnung herum und weiß, daß ich ihr damit auf die Nerven gehe.

„Was?“ Ich schiebe ein Häufchen silberfarbene Heftklammern auf eine Seite des Eßtisches und ein Häufchen Messingheftklammern auf die andere. Ich habe angefangen, Bettys Krimskramsschubladen aufzuräumen. Es beruhigt meine Nerven, etwas in Ordnung zu bringen, selbst wenn es nicht mein Leben ist.

„Geh aus. Laß dich verführen. Vergnüge dich. Glaub mir, es gibt nichts Besseres gegen Herzschmerz als Sex. Nichts Besseres.“ Sie wedelt mit der Bedienungsanleitung.

„Was'n das?“ Ich zeige ihr ein kleines Metallobjekt, das mal eine Schlüsselkette aus Plastik gewesen sein könnte, von altem, schon zerlaufenem Kaugummi bedeckt. Darunter befindet sich eine verblaßte Zeichnung der Golden Gate Bridge.

Betty macht einen Satz, schnappt die Kette und wirft sie in den Abfalleimer. Ich beschließe, bald mal auszugehen, und sei es auch nur, um Betty zufriedenzustellen.

Später am Abend hat Betty eine Verabredung. Ich leihe mir *Mondsüchtig* aus, den einzigen Film, den ich mir im Moment ansehen kann. Ich öffne eine Dose Bud Light, ziehe Bettys Decke über meine Beine und lasse mich für einen ruhigen Abend nieder. Während meines zweiten Biers beginnt meine Lieblingsszene. Später Abend in New York City, Loretta Casterini und Ronnie Cammerari stehen vor Ronnies Apartmenthaus. Ein kalter Winterabend, leichter Schneefall, während die Frischverliebten streiten.

„Liebe ist nicht perfek“, erklärt Ronnie. „Liebe bricht dir das Herz. Liebe zerstört alles.“

Ich kenne die Szene Wort für Wort. Sprache die Zeilen mit Ronnie, imitiere seinen starken New Yorker Akzent, und genau wie er sage ich „perfek“ statt „perfekt“.

„Wir sind nicht auf der Welt, um die Dinge perfek zu machen. Die Schneeflocken sind perfek. Die Sterne sind perfek. Wir nicht. Wir nicht. Wir sind hier, um einander zu zerstören, um einander die Herzen zu brechen und um die falschen Personen zu lieben und – um zu sterben.“

Eine einzelne Träne rollt mir die Wange hinunter. Ich habe nie angenommen, daß unsere Beziehung „perfek“ war, aber ich dachte, wir hätten 'ne gute Sache laufen. Ich vermisse Sapphire, selbst wenn ich sie hasse. Als ich eindöse, beginnt der Abspann und Dean Martin singt:

„When the moon hits your eye like a big pizza pie, that's amore.

*When you dance down the street, with a cloud at your feet,
you're in love.*

When you walk in a dream

But you know you're not dreaming, Signora,

Scuza me, but you see

Back in old Napoli, that's amore.“

Ich träume, ich liege in einem alten Himmelbett. Um mich herum sind spärlich bekleidete Frauen, deren einziger Lebenszweck darin besteht, mich glücklich zu machen. Eine küßt mich. Eine andere reibt meine Füße. Irgendeine mixt mir einen Drink. Eine weitere zahlt meine Miete. Es ist ein herrlicher Traum mit einem Milliarden-Dollar-Budget und tausend Schauspielerinnen, alle wunderschön. Sapphire schneit herein, trägt ein schwarzes Negligé, schlüpft neben mir ins Bett und verteilt winzige Küßchen auf meinem Körper. Es ist wie in alten Zeiten. Wir küssen uns. Sie berührt mich überall mit seidenzarten Fingern. Ich spüre einen Frieden, den ich fast vergessen hatte.

Ich wache vom Schlüsselklirren im Schloß auf. Kichern. Betty und irgendeine Frau, die ich nicht erkenne, schleichen sich in die Wohnung, versuchen, in ihrem besoffenen Zustand ohne Erfolg, leise zu sein.

„Ist schon okay“, rufe ich, „ich schlafe nicht.“

Stille, dann: „Hi, Nomi. Tut mir leid, daß wir dich geweckt haben.“

„Ich hab noch nicht geschlafen.“ Ich ziehe die Decke über meinen Kopf, während sie in Bettys Schlafzimmer geht, das sich hinter einer papierdünnen Wand befindet. Ich versuche, nicht zuzuhören, wie sie sich lieben. Mit meinem Kopf unter der Decke bin ich in einer Höhle. Es ist stockdunkel. Mein Herz tut weh, klopft brutal gegen die Innenseite

meiner Brust. Leise, voller Resignation, weine ich. Wie konnte mein Leben nur so schnell auseinanderbrechen? Schlaf legt sich über die gedämpften Geräusche von Betty und ihrer Freundin.

Am anderen Morgen beschließe ich, Bettys Rat zu folgen. Ich bitte sie, mir behilflich zu sein, wieder unters Volk zu kommen. Betty kennt jede. Sie verkuppelt mich mit Alison, der jüngeren Schwester einer Frau, mit der Betty im vergangenen Jahr ausgegangen ist.

„Oh. Hab ich gesagt, daß sie erst kürzlich ihr Coming-out hatte?“ fragt Betty, als ich gerade gehen will.

„Was?“

„Sie ist ein bißchen schüchtern“, sagt Betty.

Alison und ich gehen ins Castro-Theater. Dort läuft *Forrest Gump*. Den Film habe ich verpaßt, als er rauskam. Nach der Hälfte des Films lege ich beiläufig meine Hand in Alisons. Es ist schön, wieder eine zu berühren, doch ich bin mir schmerzlich bewußt, daß diese Hand nicht Sapphire gehört. Sie ist schmaler, der Druck ist schwächer. Tränen rollen mir über die Wangen, als der Film zu Ende ist. Ich tue so, als wäre es wegen *Forrest*, doch in Wirklichkeit weine ich meinetwegen. Und um Sapphire. Ich täusche ein Lächeln vor. „Wie wäre es mit einem Drink im *The Café*?“ *The Café* ist eine Bar im zweiten Stock, die den Blick über Market Street freigibt. An der Tür wird Alison nach ihrem Ausweis gefragt. Plötzlich fühle ich mich alt. Mein ganzes Leben scheint lächerlich. Warum habe ich auf Betty gehört? Ich will nicht ausgehen. Ich will Sapphire.

„Alison, vielleicht sollten wir ...“

Der Türsteher gibt ihr den Ausweis zurück und nickt sein Okay. Sie lächelt.

„Was hast du gesagt?“

„Nichts.“ Wir gehen hinüber zu Stühlen an einem leeren Fenstertisch. Die Funktürme von Twin Peaks erheben sich über der Castro.

Alison und ich haben einander nicht viel zu sagen. Ich bin Anfängerin beim Verabredungsspiel und Alison ist Anfängerin, Punkt. Krampfhaft versuche ich mich im Small talk. Der Film, das Wetter, unsere Jobs, die Lesbenszene. Nach zwei Drinks geht es mir gut. Vielleicht hat Betty recht. Vielleicht würde eine Affäre meine Stimmung aufhellen. Ich schaue Alison an. Sie *ist* attraktiv. Ich lächele. Sie lächelt. Der DJ legt „*Mighty Good Man*“ von *Salt 'n' Pepa* und *En Vogue* auf.

„Willst du tanzen?“ frage ich.

Sie lächelt erneut. Ich führe sie auf die Tanzfläche. Beobachte ihre Hüften, die beim Tanzen von Seite zu Seite schwingen. Ihre Brüste kommen in dem tief geschnittenen Body rund und voll zur Geltung. Sie sieht jeden Augenblick einladender aus. Ich schlinge einen Arm um ihre Hüfte. Wir tanzen eng zusammen, sie preßt ihren Körper an meinen. Sie fühlt sich anders als Sapphire an. Geringerer Umfang, ein bißchen größer, und sie bewegt sich langsamer. Sie schaut mir tief in die Augen, leckt sich über die Lippen. Ich glaube, sie will, daß ich sie küsse. Ich beuge mich nach vorn, nähere mich langsam ihren Lippen. Sie drückt ihren Mund auf meinen, fest. Ihre Zunge sucht in meinem Mund, weiche Brüste an meinen, Finger in meinen Haaren. Rum und Coke auf ihrer Zunge. Wir küssen uns, bis das Lied endet. Sie grinst.

„Vielleicht sollten wir irgendwo hingehen, wo es ... gemütlicher ist“, flüstere ich ihr ins Ohr.

„Mmmm“, sagt sie als Erwiderung.

Auf meiner Honda fahren wir die Divisidero hinauf und parken auf dem Gehsteig vor Alisons kleinem Erdgeschoß-Studio-Apartment auf der Haight. Ihre vergitterten Fenster sind verdreckt. Autos flitzen vorbei, Leute schreien, Busse dröhnen, Musik plärrt, Bettler betteln, Hunde bellen. Das Apartment riecht nach Katzenpisse. Schritte dröhnen von oben. Der Boden ist verdreckt. Vierhundert Teller stehen im Spülbecken.

„Oh, verdammt“, Alison eilt hinüber zum Bett und befühlt die Laken. „Nicht schon wieder.“

„Was?“

„Meine Katze ist neurotisch. Wenn ich weg bin, pißt sie ins Bett.“

„Oh.“ Ich lache, obwohl es nicht besonders lustig ist. „Komm her.“

Sie kommt nicht.

„Was ist los?“ frage ich sanft.

„Ähm“, sie senkt den Kopf, „es ist nur daß ... ähm ...“

„Was?“

Sie schaut mir in die Augen, ihre sind vor Lust ganz verschleiert. „Küß mich.“

Das tue ich. Wir küssen uns lange. Wir berühren einander durch die Kleidung. Meine Nippel sind hart. Ich werde naß. Verlangen hämmert an die steinerne Festung, die an dem Tag mein Herz umschloß und meinen Körper ergriff, als ich Sapphire den Kerl auf der Castro küssen sah.

Ich ziehe Alison die Cordjacke von den Schultern, lasse sie fallen. Ich knöpfe den ersten kleinen Knopf an ihrem Pullover auf, den zweiten Knopf und den dritten. Ihr Körper erstarrt. Ihre Hand packt mein Handgelenk.

„Was? Was ist los?“

Sie schaut wieder zu Boden.

„Alison?“

„Hör mal. Vielleicht gehst du besser.“

„Gehen? Aber ich dachte, du sagtest ...“

„Ja, hab ich, aber ich bin ... noch nicht soweit.“

„Noch nicht soweit?“

„Du weißt schon.“

„Oh.“ Ich lasse meine Hände an meiner Seite hinuntersinken. „Oh“, sage ich noch einmal. „Alles okay?“ Ich versuche, ihre Augen zu sehen, aber sie sind hinter langen Haarsträhnen verborgen. Vielleicht weint sie. „Nun gut. Ich geh dann mal. Ähm, wenn es das ist, was du willst. Das *ist* doch, was du willst, nicht wahr? Daß ich gehe?“ Ich möchte ihr Haar wegstreichen, damit ich ihre Augen sehen kann, aber ich habe Angst, sie zu berühren. Sie nickt. „Nun ... äh ... ich werde ... ich ruf dich an. Okay?“ Leise öffne ich die Tür und gehe hinaus.

„Sei nicht albern, Ma. Natürlich weiß ich, was Safer-Sex ist.“ Ich nippe an dem dampfenden Kaffee und lehne mich an das große Kissen auf Bettys Couch.

„In Ordnung. Ich hab ja nur gefragt. Jedenfalls hab ich ein paar Informationsbroschüren bei meinem Doktor mitgenommen.“

„Schick mir keine Broschüren. Ich weiß, was da drinsteht.“ Betty schlendert ins Zimmer, von der Hüfte an aufwärts nackt. Sie hat sich daran gewöhnt, keine Haare zu haben und hat aufgehört, sich für Nordpolbedingungen anzuziehen. An der Couch vorbei eilt sie zur Küche, reibt sich die Augen, streckt sich. Ihre sackweiten, marineblauen Boxershorts reichen ihr bis zu den Knien. Sonnenlicht durchflutet das Wohnzimmer.

„Es macht keine Mühe, Nomi. Eine Briefmarke für zweiundfünfzig Cents kann ich mir noch leisten.“

„Bitte, Ma. Behalt die Broschüren. Okay?“ Ich höre, wie Betty sich eine Tasse Kaffee eingießt.

„Was soll ich dazu sagen? Eine Mutter sorgt sich halt.“

„Mach dir keine Sorgen, ich weiß alles darüber. Und überhaupt, Lesben gehören zur Gruppe mit geringem Risiko.“ Betty schlurft mit ihrem Kaffee herein und sinkt neben mir auf die Couch.

„*Mejdlle*, wovon sprichst du – ‚geringes Risiko‘?“

„Ma. Das ist schwer zu erklären.“ Betty hebt die Augenbrauen und lächelt breit.

„Ich höre dir zu.“

„Der Aids-Virus ist ...“ Ich suche nach Worten. „... eher in Sperma und Blut anzutreffen als ... sonstwo.“

Schweigen. Betty legt ihr Ohr an den Hörer, um mitzuhören.

„Ma?“

„Ich höre dir zu. Weiter.“

Ich fühle mich, als wäre ich gerade in einem Woody-Allen-Film. Das ist viel zu absurd fürs richtige Leben. Ich sehe mich in Bettys Wohnzimmer nach versteckten Kameras um. Wie konnte es dazu kommen, daß ich auf der Couch meiner besten Freundin sitze und meiner Mutter die Übertragungswege von HIV erkläre? Wenn ich genug Zeit schinden kann, wird mich Woody vielleicht retten und „Schnitt!“ rufen. Hilfesuchend schaue ich Betty an.